**Zeitschrift:** Werk, Bauen + Wohnen
**Herausgeber:** Bund Schweizer Architekten
**Band:** 86 (1999)
**Heft:** 7/8: Bordeaux

**Rubrik:** Übrigens...

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Gartenstadtschulhaus

**In Zürich fehlt es allgemein an Schulraum. Um Vorschläge zur Realisierung von Schulhauserweiterungen oder neuer Schulhäuser einzuholen, will man in Wettbewerben gezielt einer jüngeren Architektengeneration eine Chance geben. Beim Studienauftrag für die Erweiterung des Primarschulhauses Bachtobel in Zürich-Wiedikon gingen vier von sechs Einladungen an junge Zürcher Büros.**

Es sind dies Büros, die sich teils durch Wettbewerbserfolge bereits einen Namen gemacht haben: Matthias Bischof und Roberto Azzola (1. Preis Wettbewerb Freie Universität Bozen), Zita Cotti und Martina Hauser (1. Preis Wettbewerb Kunstmuseum und Konzertsaal Jyväskylä), Thomas Pulver und Marco Graber (diverse Wettbewerbssiege) und Madeleine Lambert (2. Preis Wettbewerb Kleintierklinik Universität Bern [mit Barbara Holzer]). Zudem wurden Peter Märkli, Zürich, und Fritz Schmocker, Oberrieden, eingeladen.

Als spätere Zutat zum in der zweiten Hälfte der Zwanzigerjahre erbauten Friesenbergquartier mit seinen offenen Einzel- oder Zeilenbauten an den Abhängen des Uetlibergs wurde die Schulanlage Bachtobel 1946/47 vom damaligen Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner aus der Gartenstadtidee heraus entwickelt. Sie steht heute mit ihrem parkähnlichen Schulgarten unter Denkmalschutz. Die Stadt beschloss letztes Jahr, zusammen mit der Familienheim-Genossenschaft, in diesem Quartier weitere gemeinnützige Wohnbauten zu erstellen. Weil sich dadurch der Bedarf an Schulraum erhöhen wird, soll das Schulhaus Bachtobel erweitert werden.

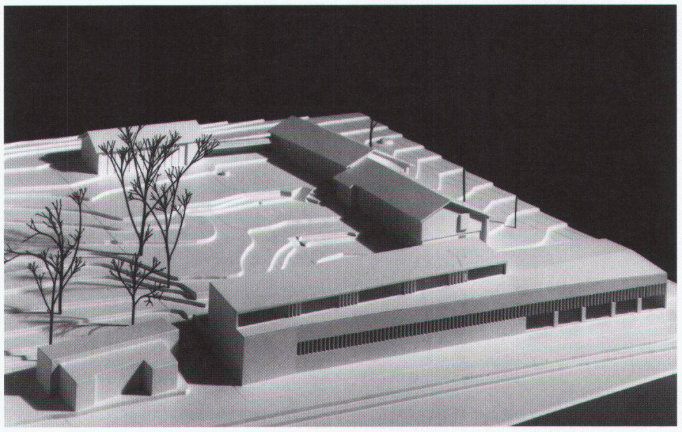
Die eingereichten Projekte zeigten drei mögliche Haltungen auf, die in den drei ersten Preisen zum Ausdruck kommen:

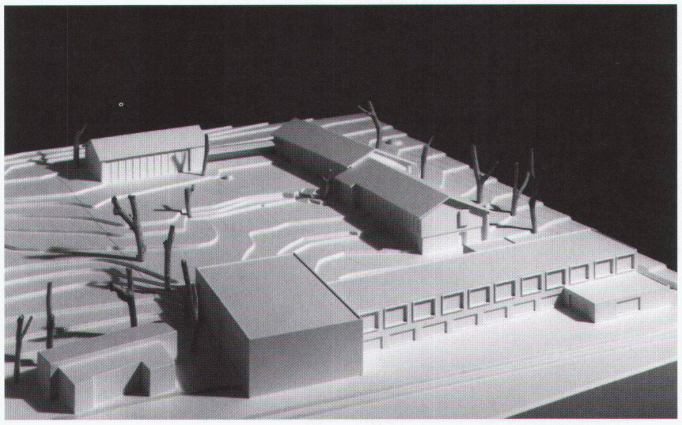
Beim erstrangierten, zur Weiterbearbeitung empfohlenen Projekt von Graber & Pulver (wie auch beim Projekt von Madeleine Lambert) wird das bestehende Schulhaus zu einer neuen Gesamtanlage ergänzt, indem ein längsorientierter neuer Flügel hinzugefügt wird. In der Staffelung des Baukörpers, einer leichten Abdrehung im Grundriss und den überhohen schmalen Fensterteilungen nehmen die Architekten für die Steiner-Bauten typische Gestaltungselemente auf, integrieren diese jedoch in eine neue Grossform. Die Verbindungswege zwischen altem und neuem Schulhaus sind kurz. Wo nicht unbedingt Beton bzw. Kalksandstein verwendet werden muss, wird eine Holzrahmenbauweise vorgeschlagen.

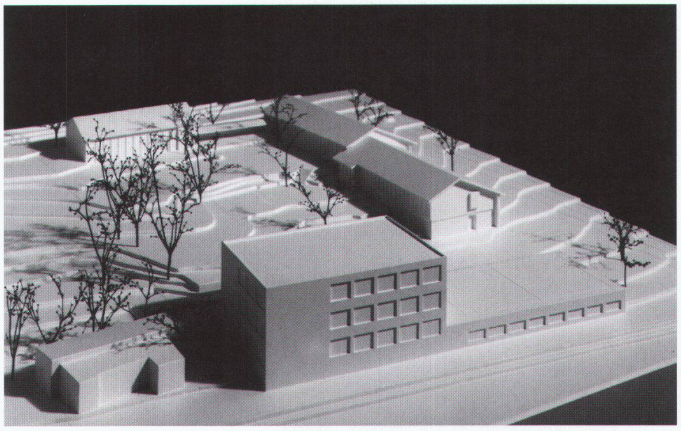
Der mit dem 2. Preis bedachte Peter Märkli – der damit die Gelegenheit, seinen ersten öffentlichen Bau zu realisieren, wieder knapp verpasste – befestigt (wie Fritz Schmocker) mit einem flachen Volumen die Geländekante. Der dazu quer gestellte Turnhallekörper trägt zusätzlich zur Rahmung des Schulgartens bei. Durch die geringe Höhe der Anlage bleibt der übergeordnete Freiraum – eine wichtige Grundlage der «raumgreifenden» Komposition der bestehenden Schule – als Ganzes spürbar.

Das drittrangierte Team Cotti & Hauser rückt (wie auch Bischoff & Azzola) das neue Gebäude als eigenständiges, monolithisches Volumen von der bestehenden Schulanlage weg, sodass für die Jury kein Dialog zwischen Alt- und Neubau entsteht, insofern als der Bau in ihren Augen aufgrund seiner Höhe und seines architektonischen Ausdrucks zu wenig mit dem Geist der alten Anlage übereinstimmt, sondern eher den Anschluss an die benachbarte Wohnsiedlung im Nordosten sucht.

Bei der Beurteilung der Projekte fällt auf, dass das Thema der kindlichen Wahrnehmung ein wichtiges Kriterium war. Dass vom Bedürfnis des Kindes nach Lebendigkeit und Geborgenheit, nach Überraschungsmomenten und Bewegungsspielraum die Rede ist, mag angehen, leicht befremdlich wirkt jedoch, wenn – wie dem Jurytext zu entnehmen war – der Ausdruck von Fassaden an Kinderzeichnungen vom Traum-Schulhaus gemessen wird.







1. Preis: Marco Graber und Thomas Pulver, Zürich. Mitarbeit: Cristina Gutbrod, Maya Pedron

2. Preis: Peter Märkli, Zürich. Mitarbeit: Gody Kühnis

3. Preis: Zita Cotti, Martina Hauser, Zürich. Mitarbeit: Eva Geering

# Ein Keil in der New Yorker Baulandschaft

**Das Projekt von Raimund Abraham für das österreichische Kulturzentrum in New York wurde in die Sammlung des Architekturzentrums Wien – die Anspruch auf den repräsentativsten Leistungsnachweis österreichischer Architektur dieses Jahrhunderts erhebt – aufgenommen.**

Die Geschichte nahm 1956 ihren Anfang, als der österreichische Staat einen jungen Juristen und Übersetzer damit beauftragte, in New York City die Errichtung eines Kulturinstitutes in den USA vorzubereiten. Zwei Jahre später erwarb die Zweite Republik ein geeignetes Objekt in der 52. Strasse, das ursprünglich als Wohnhaus benutzte, 1905 erbaute Stadtpalais des bekannten Geschäftsmannes Harley T. Proctor. Nach den Plänen der österreichischen Architekten Carl Auböck und Eduard F. Sekler nahm der in New York ansässige österreichische Architekt Gerhard Karplus 1960 umfangreiche Anpassungsarbeiten vor. Im März 1963 wurde das Kulturinstitut feierlich eröffnet. Es entwickelte sich rasch zu einem gut besuchten Kulturzentrum und Treffpunkt zahlreicher österreichischer Emigranten. Es fanden regelmässig Konzerte, Vorträge, Diskussionen, Lesungen und Ausstellungen statt, und man pflegte rege Kontakte im Grossraum New York und zu den amerikanischen Universitäten.

Schon ab den Siebzigerjahren wurde der Anspruch laut, die diversen österreichischen Büros und Dienststellen in New York, zusammen mit dem Kulturinstitut, an einem gemeinsamen Ort unterzubringen. Die Sandsteinfassade des Kulturinstitutes begann zu bröckeln, und die räumliche und technische Infrastruktur konnte es mit den inzwischen wesentlich moderneren Kultureinrichtungen anderer europäischer Staaten in New York nicht mehr aufnehmen.

Trotzdem dauerte es noch bis zum Ende der Achtzigerjahre, bis das Aussenministerium schliesslich einen Neubau in Aussicht stellte. Dass man, um zu einem angemessenen Projekt zu kommen, die Form eines öffentlichen baukünstlerischen Wettbewerbes wählte, an dem sich alle Architekten österreichischer Herkunft beteiligen konnten, war natürlich ein bewusst kulturpolitischer Entscheid. Der Wettbewerb, der im Juli 1992 ausgeschrieben wurde und amerikanische Architekturgrössen wie Richard Meier, Charles Gwathmey und Kenneth Frampton als Jurymitglieder verpflichten konnte, erregte in Fachwelt und Medien sofort internationales Interesse. Schliesslich wurden 226 Projekte eingereicht.

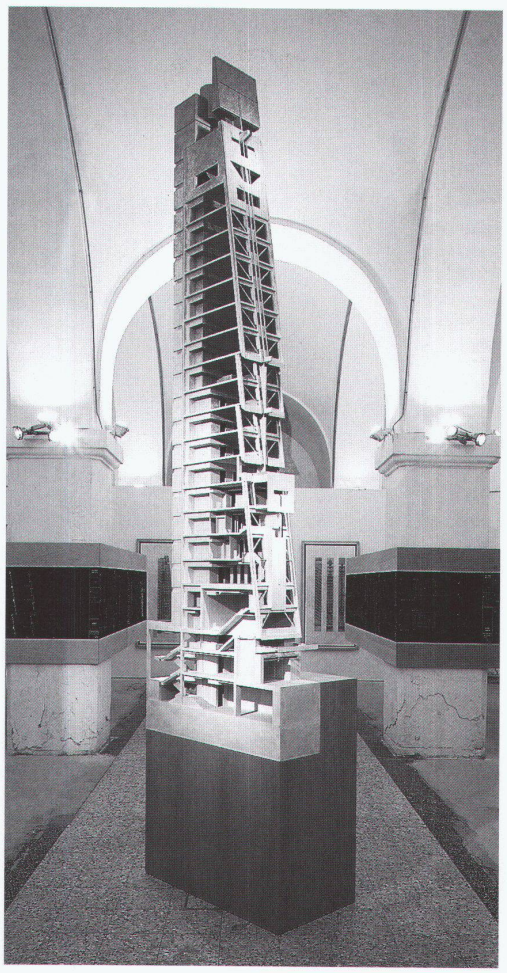
Das Programm für das Kulturinstitut sah ein 19-geschossiges Gebäude mit Ausstellungsräumen, einem kleinen Theatersaal, einer Bibliothek und Audiothek, Büroräumen und einer Wohnung für den Direktor vor – dies auf einem Grundstück von nur 7,6 Metern Breite. Dem Sieger im Wettbewerb gelang es, dieses Raumprogramm zu erfüllen und trotzdem eine klare Raumaufteilung ohne allzu komplizierte Erschliessungsflächen im öffentlich zugänglichen Bereich vorzulegen. Als einziger Teilnehmer hatte Abraham – und dies war der entscheidende Schritt – die als Fluchtweg geforderte Scherentreppe auf die Hinterseite des Gebäudes verlegt, sodass er (abgesehen vom vorgeschriebenen Fluchtweg auf die Strasse entlang einer der Brandmauern) in den 17 Obergeschossen die gesamte Breite der Strassenfront nutzen konnte.

Etwas Archaisches vermittelt das Erscheinungsbild des 80 Meter hohen Mini-Wolkenkratzers, der bereits mit allen nur erdenklichen Namen – vom Metronom über Guillotine, Totempfahl, Fieberthermometer und Schibindung bis zum Raumstrudel – bedacht wurde. Abraham selbst beschreibt sein Design als Kreuzung zwischen einer Osterinselskulptur und dem Dekor des im Los Angeles des Jahres 2020 spielenden Filmes «Blade Runner». Er unterteilt den Turm in drei syntaktische Elemente: den Stiegenturm (Wirbelsäule), den Stützturm (Kern) und den Glasturm (Maske). Das Archaische geht von der antropomorphen Maske aus. Der Turmkörper weicht nach oben hin zurück und entspricht damit den Zonungsvorschriften. Vier scharf gekantete Glasflächen sind, wie Schuppen übereinandergeschichtet, vor diese Schräge gehängt. Abraham ist vor allem am kristallinen Charakter des Glases interessiert: Alle äusseren Metallrahmen werden in einem extrem dünnen Profil in einem Winkel von 45 Grad auf eine scharfe Kante abgeschrägt.

Das alte Kulturinstitut vor dem Abbruch.

Für das Aufsehen und die Stellungnahmen, die der kleine Skyscraper in Midtown Manhattan hervorrief, spielt die gegenwärtige Situation der New Yorker Bauindustrie eine wesentliche Rolle. Sie wird durch einige wenige Developer bestimmt, die die Aufträge an Architektur-Grossunternehmungen vergeben, die die Bauaufgabe am schnellsten, kostengünstigsten und dem gängigen Geschmack entsprechend erledigen. Innerhalb eines überheizten Liegenschaftenmarktes will man sich zudem auf keine baukünstlerischen Experimente einlassen; es werden quantitative, nicht qualitative Massstäbe an die Architektur gelegt. Im Gegensatz dazu ist an den führenden Architekturschulen dieser Stadt ein grosses theoretisches Potential versammelt, dessen Vertreter allerdings anderswo bauen.

Dass nun Raimund Abraham, der seit 1971 als Lehrer an der Coo-



**Projekt für das neue Kulturinstitut. Modellaufnahme.**
Foto: Pez Hejduk, Wien

per Union wirkt und ausserhalb dieses geschlossene System steht, mitten in Manhattan einen Bau ausführen darf, ist eine kleine Sensation. Das MOMA organisierte ein Jahr nach dem Wettbewerb eine Ausstellung über das Projekt. 1993 zeigte die Architectural League of New York 50 der Wettbewerbsprojekte, das Thema des Hochhauses in einer Baulücke ist in New York ein brennendes. Abrahams Projekt entspricht nicht einem Hochhaus-Normbau, und er beharrt – nach europäischer Tradition – darauf, die Kontrolle über sein Gebäude und den Bauvorgang zu behalten. Auch das ist ausserordentlich und nicht einfach in New York.

Man hofft in New York, dass der Bau ein Umdenken einleiten und andere Bauträger zu ähnlichen Interventionen anregen könnte. Zeit zur Debatte war und ist genügend vorhanden. Von der Vollendung der Entwürfe bis zum Regierungsbeschluss, den Bau auszuführen, vergingen volle vier Jahre, von der Baubewilligung bis zum Beginn des Abbruchs des Altbaus nochmals fast vier. Probleme der Auftragvergebung, Streit um die Finanzierung, steuerrechtliche Verhandlungen verzögerten das Unternehmen. Seit Januar wird nun die Baugrube ausgehoben. Im Juli 2000 soll das Kulturinstitut fertiggestellt sein.

Anlässlich der Ausstellung im Architektur Zentrum Wien (23.3. bis 10.5.1999) ist folgender Katalog erschienen: Manhattan, Austria. Die Architektur des österreichischen Kulturinstitutes von Raimund Abraham, Verlag Anton Pustet, Salzburg, Fr. 45.–.

# Hatje-Lexikon in neuer Auflage

**Fünfzehn Jahre nach der ersten Ausgabe des «Lexikons der Architektur des 20. Jahrhunderts» ist im Hatje-Verlag eine zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage herausgekommen.**

Wer sich mit Architektur beschäftigt, kennt das umfassende Nachschlagewerk zur Architektur unserer Zeit, das über Informationen zu den wichtigsten Architekten hinaus eine breite Gesamtschau bietet. Denn es werden auch die architektonischen Leistungen einzelner Länder, verschiedene Stilrichtungen, Bewegungen und Gruppierungen vorgestellt, sodass der Interessierte eine substantielle Einsicht in die Zusammenhänge gewinnt.

Vorläufer der ersten Auflage war das 1963 erschienene, von Gerd Hatje herausgegebene «Knaurs Lexikon der modernen Architektur», das in acht Sprachen übersetzt wurde. Damals stand das Bemühen im Vordergrund, ein möglichst vollständiges Bild der architektonischen Moderne zu zeichnen.

Die 1983 erschienene erste Auflage des «Lexikons der Architektur des 20. Jahrhunderts» – wie die jetzige zweite Auflage von Vittorio Magnago Lampugnani herausgegeben – war historisch breiter abgestützt und bezog auch Strömungen wie den Art Déco oder den zeitgenössischen Historismus mit ein. Bezeichnend war, dass der Begriff der Moderne im Titel durch eine neutrale Zeiteingrenzung ersetzt wurde.

Einen noch weit entscheidenderen Schritt nach vorn haben nun aber die fünfzehn Jahre bewirkt, die zwischen der ersten und der neuen Auflage liegen. Die umfangreiche und intensive Forschung, die im Bereich der Architekturgeschichte in den letzten fünfzehn Jahren weltweit stattgefunden hat, brachte neue Erkenntnisse, welche die klassische Moderne als ein höchst differenziertes und facettenreiches Phänomen darstellt. Die Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts ist zu einem komplexen Ereignis voller Widersprüche geworden, sodass die einseitige Auffassung der modernen Bewegung als weitgehend homogene Architekturentwicklung im 20. Jahrhundert heute ausser Kraft ist.

Mit 511 neuen oder grundlegend überarbeiteten Stichwörtern (gegenüber 337 in der ersten Auflage), 606 Abbildungen (gegenüber 534 in der ersten Auflage) und zahlreichen Literaturhinweisen versucht die zweite Auflage des Lexikons dieser Entwicklung Rechnung zu tragen.

Hatje-Lexikon der Architektur des 20. Jahrhunderts, 2. Erw. Auflage Hrsg. Vittorio Magnago Lampugnani, 438 S., viele s/w-Abbildungen, Preis: Fr. 73.–, Verlag Gerd Hatje, Ostfildern-Ruit 1998, ISBN 3-7757-0738-7

# Eine Baustelle auf Internet

**Die Baustelle der künftigen Architekturschule in Marne-La-Vallée von Bernard Tschumi, die Ende dieses Jahres fertiggestellt sein wird, kann über Internet eingesehen werden.**

Unter der Internetadresse www.lechantier.org kann man live mitverfolgen, wie sich die Bauarbeiten an der Architekturschule in Marne-La-Vallée entwickeln. Die Baugeschichte und das Projekt werden detailliert beschrieben und die einzelnen Bauphasen anhand von Computerbildern visualisiert. Ergänzt wird das Ganze durch Angaben zur geografischen Lage, zu den rechtlichen Voraussetzungen, zum Bauträger und zur Tätigkeit des Architekten Bernhard Tschumi.

Ausserdem kann man das pädagogische Programm der Schule abrufen, das sich als Pilotprojekt für eine Unterrichtsreform an den französischen Universitäten versteht.

# Poundsbury Gallery

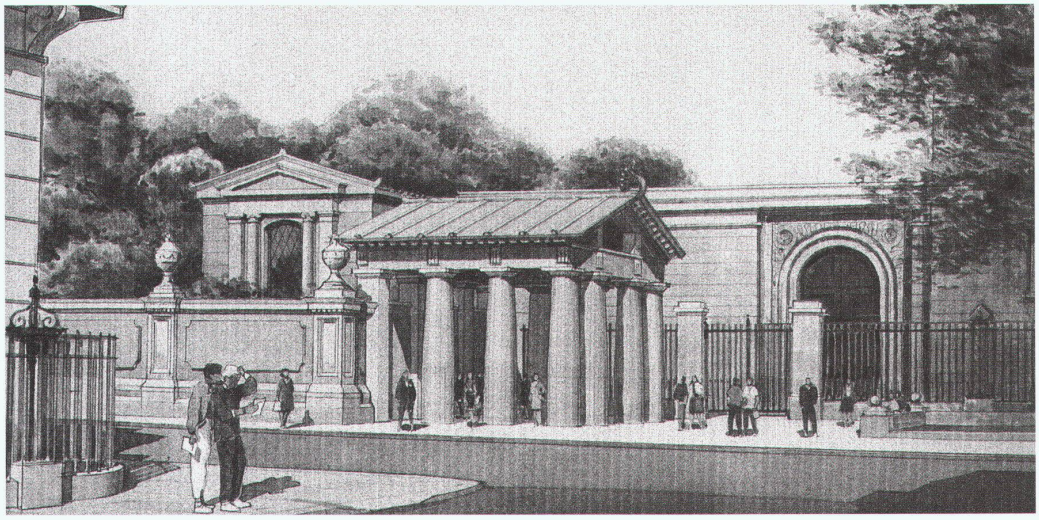
**Die englische Königin will zum 50-Jahre-Jubiläum ihrer Thronbesteigung im Jahre 2002 dem Volk ein Werk der Architektur bescheren: eine der Öffentlichkeit zugängliche Galerie für ihre Kunstsammlung.**

Die bestehende Queen's Gallery wird in umgestalteter Form Bestandteil des neuen Ausstellungsbaus sein, der doppelt soviel Ausstellungsfläche bieten soll wie die Queen's Gallery. Es wird dies die erste bauliche Veränderung des Buckingham-Palastes sein, seit Elisabeths Grossvater George V. zwischen 1911 und 1913 die Hauptfassade neu gestalten liess.

Der Architekt, der von der Königin mit dieser Bauaufgabe betraut wurde, heisst John Simpson, er hat Prinz Charles bei der Realisierung des «Modelldorfes» Poundsbury beraten und in England mit einem neuen Speisesaal für das Gonville & Caius College in Cambridge für Schlagzeilen gesorgt. Wer hierzulande Charles' Architekturvisionen kennt, muss sich bange fragen, was vom Zeichentisch dessen kommt, der dem Prinzen gefällt. Hier eine Modellzeichnung. Man verschaffe sich selbst einen Eindruck.

Die königliche Sammlung, die auf das Haus der Tudors zurückgeht, umfasst um die 8000 Gemälde – unter anderen von Michelangelo, Raffael, Rembrandt, Vermeer, van Dyck und Canaletto – sowie Tausende von Miniaturen und Altmeisterzeichnungen. Obschon die Queen immer wieder betont hatte, dass sie sich nur als Kustos der Sammlung betrachte, hatte man ihr vorgeworfen, dass viele dieser Kunstwerke an Orten untergebracht seien, zu denen kein normal Sterblicher je Zugang habe. Die neue Galerie wird diese Kritik nur teilweise entschärfen, da – trotz des Neubaus – niemals alle Werke ausgestellt werden können.

Finanziert wird das Millionenprojekt mit den Eintrittsgeldern, die jeweils im Sommer den Besuchern des Buckingham Palace abgenommen werden.



**Erweiterung der Queen's Gallery, London. Modellzeichnung.**
Architekten: John Simpson & Partners, London

# Häuser mit IQ

**Informationstechnologie, zunehmende Automatisierung, Entwicklung neuer Materialien und vor allem die Ausstattung von Gebäuden mit Intelligenz werden in den nächsten zwanzig Jahren das Bauen revolutionieren.**

Das Gebäude der Zukunft wird intelligent sein und eine Art Eigenleben entwickeln. Bei Kälteeinbruch wird es sich zum Beispiel ein Fell wachsen lassen. Es wird sich reparieren, wenn es beschädigt ist, oder den Eigentümer benachrichtigen, dass einer seiner Metallträger zu rosten beginnt.

Die Technologie dafür ist bereits entwickelt. Die zunehmende Anwendung der Informationstechnologie wird bald jede Phase der Realisation eines Gebäudes und seines weiteren Bestehens unter Kontrolle bringen. Schon jetzt ermöglichen prototypische Systeme, über Monitor jeden Arbeitsschritt auf einer Baustelle mitzuverfolgen, und zwar anhand elektronischer Signale, ausgehend von Sendern, die an den Materialien oder auf den Sicherheitshelmen der Arbeiter angebracht sind.

In Japan werden beim Bau von Bürohochhäusern schon heute Roboter eingesetzt. Ein Vorbote für den Einsatz von Robotern beim Gebäudeunterhalt ist in Europa der vollautomatische «Fensterputzer», ein Gestell, das sich der Fassade entlang bewegt und alle Grössen von Fenstern reinigt.

Für die Zukunft wird aber noch weit Raffinierteres vorausgesagt. Intelligente Tapeten werden Lärmimmissionen feststellen und abschirmen. Sensoren in den Wänden werden Fibrationen, Feuchtigkeit, Licht und Ton registrieren und regeln. Andere Sensoren werden die Bewegungen und das Befinden der sich im Raum befindlichen Menschen überwachen und sie durch Anpassung von Lichtmenge, Temperatur und Geräuschpegel bei Laune halten. Big Brother will be watching you.

Materialien werden aktiv. Forscher an der Universität von Illinois haben einen self-repair kit für Gebäude entwickelt. Feine Röhrchen werden in die Wände eingebettet; wenn sich – aufgrund einer Erschütterung oder weil sich der Boden gesenkt hat – Risse bilden, brechen die Röhrchen und setzen einen Leim frei, der die Risse «heilt».

Nicht mehr weit davon entfernt ist die Idee der «lebendigen Verkleidung», einer aktiven Fassade, die organisches Leben nachahmt, indem sie – je nach den Veränderungen der Umgebung – Materialschichten produziert oder abstösst.

Neue Materialien wie Karbonfasern oder Polymere sind vielseitig anwendbar, und durch den Einsatz der Nanotechnologie können traditionelle Stoffe auf einen zeitgemässeren Stand gebracht werden. Indem man beispielsweise dem Beton Styrol beigibt, wird er bis zu einem gewissen Grade biegsam, das heisst, man kann ihn für Bauten in Erdbebengebieten oder sturmgefährdeten Regionen einsetzen.

# Deutungsfelder

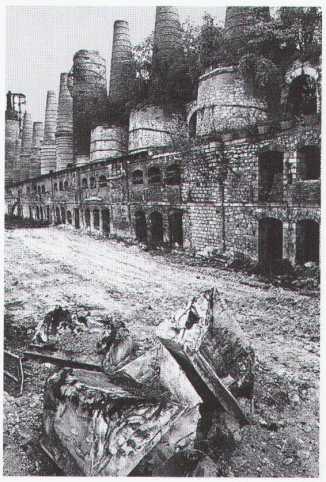
**Industriebrachen öffnen nicht nur Lücken für urbane Oasen, sondern auch ein grosses Spektrum von Deutungen der Geschichte wie der Gegenwart.**

Absichtsvoll inszenierter Urbanität fehlt gerade das, was ihre Existenz definiert: ein chaotischer Überschuss, Überraschendes, Fremdes, Unvorhergesehenes, Unübersichtliches. Viele Städte verlieren ihre urbanen Merkmale gerade durch planende Hände, die heute nicht bloss die Räume durchgestalten, sondern ihnen eindeutige Funktionen und soziale Präferenzen zuweisen.

Dadurch verschwinden öffentliche Stadträume zwar nicht; sie werden aber mit Design-Codes und kommerziellen Angeboten für ein spezifisches Publikum und spezifische Käuferschichten aufbereitet und insofern intimisiert. In diesen teilöffentlichen Räumen findet so – scheinbar automatisch – eine soziale Selektion statt.

Genügt dieser Automatismus nicht, werden öffentliche Orte polizeilich kontrolliert oder räumlich abgegrenzt, um nur dem gewünschten Publikum Zugang zu gewähren. Resultat sind etwa Erlebniswelten, Shopping-Malls oder Skyways, die über der Strasse ein polizeilich kontrolliertes Wegnetz bilden.

Industriebrachen, die sich den Planern entziehen können, sind heute in vielen Städten oft die letzten urbanen Oasen – Orte eines Zerfalls, der Lücken für ein städtisches Leben hinterlässt. Freilich auf Zeit, da sich solche Orte in der Regel ein Publikum aneignen, das selbst eine soziale Ausgrenzung inszeniert; oder sie werden einer postindustriellen Verwertung unterworfen, die alte durch neue Arbeitsorte ersetzt.



Industriebrachen haben in ihrem ruinösen Zustand oft den faszinierendsten Ausdruck – es stellt sich eine irritierende Spannung ein zwischen einstigem Zweck und den Vorstellungen über neue Nutzungen. Solche Vergangenheitsbilder, die Gegenwart antizipieren, öffnen ein schier grenzenloses Deutungsfeld. Es ist Gegenstand und Thema des Buches, das Gerhard Ullmann als Textautor und Fotograf herausgegeben hat. E.H.

Gerhard Ullmann. Industriebrachen, Bestandesaufnahme in beschädigten Landschaften, Band 12 der Reihe db das buch, 128 S. mit zahlreichen s/w-Abb., Paperback, Fr. 37.–, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1999

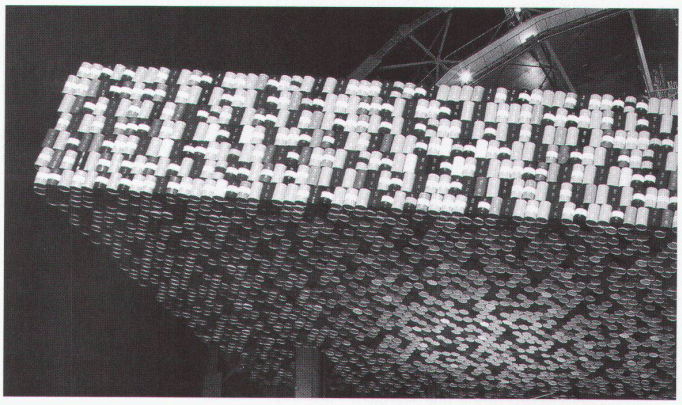
# Verpackung ohne Inhalt

**Die jüngste Arbeit des Tandems Christo/Jeanne-Claude trägt den gleichen Namen wie ein Kultalbum der Gruppe Pink Floyd: The Wall. Die Intervention, die den Innenraum des Gasometers Oberhausen bis Anfang Oktober besetzt, ist zugleich Teil der Schlusspräsentationen der IBA Emscher Park.**

Mitten im Ruhrgebiet gelegen, ist die Stadt Oberhausen Nutzniesserin von zahlreichen Segnungen, die der wirtschaftlich darniederliegenden Industrieregion mittlerweile zugute gekommen sind – durch die IBA Emscher Park und dank der Strukturpolitik Nordrhein-Westfalens, der sozialdemokratischen Bastion unter den deutschen Bundesländern. Als Ergebnis beispielhaft ist die Entwicklung im Gebiet «Neue Mitte Oberhausen» rings um einen 117 Meter hohen Gasometer. Dort hat die IBA Emscher Park den Bedeutungsgehalt gewaltiger Industriedenkmäler mit den ebenfalls masslosen Bedürfnissen der Freizeitgesellschaft in Einklang gebracht. Daraus ist gleichsam die bizarre Szenerie eines glücklich verwalteten Strukturwandels hervorgegangen.

Der Gasometer Oberhausen, der als Landmarke das nördliche Ruhrgebiet beherrscht, bildet heute die wirksame Kulisse für das grösste Einkaufszentrum Europas, das CentrO. Dieses in lokalem Ziegelmauerwerk hochgezogene Architekturcapriccio dehnt sich auf den Industriebrachen aus und ist mit einer Lagune, einem Theme Park, einem Multiplex-Kino und einer Halle für Grossveranstaltungen sowie der soeben eröffneten Landesgartenschau Oberhausen vernetzt, während die «Route der Industrienatur» und die «Route der Industriekultur» zwischen Autobahnen und öffentlichem Verkehr ihren Platz erhalten. Der Gasometer – bei seiner Errichtung 1929 der grösste Europas – dient selber als Veranstaltungshalle und Aussichtsplatform.

Im kolossalen Innenraum, der die Hochofengase der Eisenhütte Oberhausen bis in die Achtzigerjahre speicherte, besichtigt man zurzeit die Arbeit «The Wall» von Christo und Jeanne-Claude. 26 Meter hoch aufragend legt sich die Wand



quer durch den Zylinder, flimmert als buntes Mosaik aus 13 000 neuen Ölfässern. Enttäuschend jedoch die Tatsache, dass der Raumriegel im Kern aus einer Gerüstkonstruktion besteht, die im Sockelbereich unfreiwillig zutage tritt: Weil dort die Ölfässer um die den Gasometer durchquerenden Fachwerkträger wie Papier ausgeschnitten und zurechtgestutzt sind, kommt der Installation am entscheidenden Punkt die brachiale Kraft abhanden. Zu Füssen von The Wall sorgt ein temporärer Museumsshop allerdings für Ablenkung. Wie immer bei Christo und Jeanne-Claude übernimmt massives Merchandising einen Grossteil der Finanzierung des Kunstspektakels. Womit ihre Arbeit in der «Neuen Mitte Oberhausen» in den Kreislauf von Shopping und Kulturkonsum auf eine beinah paradigmatische Weise eingebunden wäre. Schon auf der Autobahn ist von weitem auf dem Gasometer der Namenszug der Stars der Verpackungskunst zu sehen; seine Aura verkommt im Himmel über dem CentrO zum trivialen Werbeträger wie Jean Tinguelys Signatur auf Mario Bottas Basler Museum. Die Zeiten, als in Industriebauten illegale Technoparties stattfanden, sind ebenso Vergangenheit wie Christos Strassenbarrikaden aus rostigen Ölfässern. A.B.